



BEATRIX
MANNEL

Die
Hexen
gabe

Weltbild

Die Hexengabe

Die Autorin

Beatrix Mannel studierte Theater- und Literaturwissenschaften und arbeitete dann als Redakteurin beim Fernsehen. Seit 2000 ist sie freie Autorin und schreibt Romane für Jugendliche und Erwachsene. Beatrix Mannel lebt mit ihrer Familie in München.

Beatrix Mannel

Die Hexengabe

Roman

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2010 by Diana Verlag, München, in der
Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Alexandra Dohse – www.grafikkiosk.de, München
Umschlagmotiv: akg-images (© akg-images); Trevillion Images, Brighton
(© Ildiko Neer)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-96377-403-4

2022 2021 2020 2019

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

1. Kapitel

»Aber das ist Unrecht!« Rosa hob zum ersten Mal, seit sie an der Seite ihrer Mutter das gewaltige Portal des Nürnberger Rathauses durchschritten hatte, ihren Blick und funkelte ihre Peiniger wütend an.

Die sieben Männer starrten fassungslos zurück.

Auf den ersten Blick sahen sie für Rosa alle gleich aus in ihren schwarzen Kniehosen, den schwarzen Hemden und Wämsern mit den weiß aufleuchtenden Spitzenkragen. Wie bösertige Raben, fand Rosa, hockten sie da oben hinter dem langen Tisch.

»Großes Unrecht!«, wiederholte Rosa noch einmal lauter, doch ein Rempler ihrer Mutter brachte sie zum Schweigen, was von den Männern mit einem wohlwollenden Nicken aufgenommen wurde.

»Ehrwürdige Herren«, begann die Mutter mit brüchiger Stimme, »soweit mir bekannt ist, hat der Rat der Stadt Nürnberg noch niemals eine Witwe dermaßen ungnädig behandelt.«

Rosa, die schräg hinter ihrer Mutter stand, bemerkte, dass deren bester schwarzer Leinenrock vibrierte, als ob die Knie ihrer Mutter stark zittern würden. Sie fragte sich, warum ihre Mutter so viel Angst vor diesen Männern hatte.

Sie musterte den Rat jetzt eingehender und fand, dass sich die Raben, zumindest was Haartracht und Körperfülle anging, doch voneinander unterschieden.

»Wir tragen Sorge für jedwede Witwe in Nürnberg«, er-

klärte der Mann mit der größten Stirnglatze, »doch wie sollen wir Euch gestatten, das für Eure Verhältnisse viel zu prächtige Haus und noch dazu den ebenso vollständig überschuldeten Betrieb Eures Mannes weiterzuführen, wenn es weder einen männlichen Erben gibt, noch ein Geselle im Haus ist.« Er wischte mit einem Tuch seine glänzende Stirn trocken.

»Aber für gewöhnlich erlaubt Ihr der Witwe für wenigstens drei Jahre ...«

»Ei, da schaut an, die Zapfin kennt sich aus!«, spottete einer und brachte die anderen so zum Lachen, dass ihre weißen Spitzenkragen wackelten.

»Ihr habt in der Tat nicht ganz unrecht«, erbarmte sich der Herr ganz links am Tisch. Er zwirbelte seinen Spitzbart, während er mit einem merkwürdigen Lächeln weiterredete. »Doch dieser endlose Krieg hat Nürnberg auf Jahre hinaus arm gemacht, und wir können es uns nicht leisten, einen Betrieb weiterlaufen zu lassen, von dem keinerlei Einnahmen für den Stadtsäckel zu erwarten sind. Noch dazu gibt es bereits mehr als genug Spielkartendrucker in der Stadt.«

Rosa, die wie alle anderen in der kleinen Ratsstube stark schwitzte, spürte, wie eine lähmende Kälte in den sechsten Finger ihrer linken Hand stieg – wie immer, wenn jemand log. Unwillkürlich fasste sie mit ihrer rechten Hand nach der behandschuhten linken. Sie hasste es, wenn ihr sechster Finger sich auf diese Art bemerkbar machte, und wünschte sich nichts mehr, als dass er endlich einmal so kalt wie ein Eiszapfen würde, den sie dann einfach abbrechen und fortwerfen könnte.

Stets hatte sie Angst, jemand könnte diese seltsame Fähigkeit ihres Fingers bemerken, doch ein Blick auf die Männer überzeugte sie davon, dass diese Furcht unbegründet war: Der Spitzbärtige redete noch, und die anderen lauschten andächtig.

»Euer selig verstorbener Mann, der Johannes Willibald Zapf, hätte zum Ersten gut daran getan, sich zu bescheiden, zum Zweiten, besser zu wirtschaften ...«, er wandte sich Beifall heischend zu den Herren, die rechts und links von ihm saßen, und zwinkerte diesen zu, »und zum Dritten hätte er statt Eurer teuflisch krüppeligen Tochter und deren kränklichen Schwestern auch einen Sohn zeugen sollen.«

Die Herren brachen in gemeinschaftliches Gelächter aus, nickten sich zu, nur um dann mit neugierigen Blicken Rosas üppige Gestalt nach ihrer Missbildung abzusuchen.

Rosa spürte unterdessen ihren Hexenfinger kalt wie nie, es kam ihr so vor, als würde er mit jedem Lachen wachsen, anschwellen, als müsste er gleich seinen ledernen Handschuh sprengen. Sie zwang sich, nicht nachzusehen, und versteckte die unselige Hand noch tiefer zwischen den Falten ihres dunkelblauen Leinenrocks. Diese schreckliche Hand, die allein schuld war an dem plötzlichen Tod des Vaters.

Sie spürte, wie ihre Mutter in sich zusammensank.

»Mutter«, flüsterte sie ihr zu, »du musst dich wehren. Der Vater hätte gewollt, dass wir weitermachen. Die Ratsherren sagen uns nicht die Wahrheit.«

Ihre Mutter bedachte sie nicht einmal mit einem Blick, sondern zischte nur ein kurzes »Schweig!«, atmete tief ein, straffte ihre Schultern und begann erneut.

»Mag sein, dass es Gott beliebt hat, meinen seligen Ehemann und mich für unsere Sünden zu strafen, indem er uns den sehnlichst erwünschten Sohn versagt hat, doch wer seid Ihr ...«

Der spitzbärtige Rabe wurde rot im Gesicht und sprang auf. »Ihr vergesst Euch, denkt daran, vor wem Ihr hier steht!« Die Mutter verstummte und zuckte zurück, als hätte er sie geschlagen.

»Ihr schließt den Betrieb, verkauft Euer Haus und alle Gerätschaften und sucht Euch eine andere Bleibe, eine, die Euch und Euren merkwürdigen Töchtern besser ansteht. Am allerbesten verlasst Ihr Nürnberg gleich ganz.«

Die Männer nickten zustimmend, und ein besonders schmerzbäuchiger, dessen Kinn in drei Ringen über dem Spitzenkragen lag, fügte noch an: »Für die mit der Hexenhand werdet Ihr sowieso niemals einen Mann finden, und Eure Zwillinge sind, so wurde uns glaubhaft versichert, zu kränklich, um für den Ehestand tauglich zu sein.«

Der Spitzbärtige fügte, immer noch rot im Gesicht, hinzu: »Welcher ehrbare Kartendruckergeselle würde eine Alte wie Euch schon ehelichen. Noch dazu eine«, er holte tief Luft, um dann mit allem Nachdruck zu sagen: »eine, deren Leib verflucht zu sein scheint.«

Dieser letzte Hieb brachte ihre Mutter zum Schwanken. Rosa spürte, wie ihr das Blut ins Gesicht schoss. Was die Mutter wegen ihr alles ertragen musste! Diese Art von Gemeinheiten hatten die Leute auch schon bei der Beerdigung des Vaters geraunt. Der Mutter wurde widerwillig das Beileid ausgesprochen, Rosa nur mit abfälligen Blicken bedacht. Als ob sie nicht am allermeisten um ihren Vater

trauern würde, den einzigen Menschen, der sie je geliebt hatte.

Und es war nicht bei den Blicken geblieben. Schon auf dem Weg zum Leichenschmaus hatte sich das boshafte Zischeln der Schwätzerinnen ausgebreitet wie der Geruch nach frischem Blut am Schlachttag. Obwohl ihr Vater nur mit wenigen darüber gesprochen hatte, war man sich einig, dass der Vater nur deshalb vom Pferd gestürzt war, weil er für die verfluchte Tochter ein gar zu eitles Geschenk besorgt hatte. Immer wieder hatte Rosa versucht, das Geflüster zu ignorieren, aber Worte waren wie Staub: Sie drangen überall durch, bohrten sich in ihre Seele und setzten sich dort fest.

Und nun hatte es dieser Spitzbärtige gewagt, ihrer Mutter ins Gesicht zu sagen, was bis jetzt nur hinter ihrem Rücken getuschelt worden war. ›Teuflischer Krüppel‹.

Aber sie alle hatten etwas vergessen! Dorothea und ihren Sohn.

Ihre zehn Jahre ältere Halbschwester, die weder krank noch missgebildet war und die der Vater mit in die Ehe mit ihrer Mutter gebracht hatte. Der Gedanke an ihre geliebte Schwester gab Rosa Kraft, sogar ihr Finger wurde wieder wärmer. Und je wärmer er wurde, desto stärker wurde in Rosa das Gefühl, sie würde platzen, wenn sie nicht endlich gegen dieses Unrecht vorging. Es musste doch eine Möglichkeit geben, etwas gegen diese Männer auszurichten.

Aber was würde sie überzeugen?

Aus den Augenwinkeln ihrer mageren Mutter rann eine Träne, die diese mit einer ungeduldigen Handbewegung wegwischte. Sie war keine, die jammerte.

»Damit ist alles gesagt«, verkündete der Spitzbärtige gerade und schlug zur Bekräftigung auf den Tisch.

Die Raben erhoben sich.

»Nein!«, rief Rosa völlig verzweifelt, und obwohl ihr Herz wie rasend klopfte, wiederholte sie noch einmal und noch viel lauter: »Nein!«

Die Männer sahen sich verblüfft an, ihre Mutter schüttelte den Kopf. »Schschsch«, sagte sie mit einer Handbewegung zu Rosa hin, als wollte sie eine lästige Taube verscheuchen.

Doch Rosa ließ sich nicht mehr zurückhalten. Alles, was ihr Vater aufgebaut hatte, sollten sie verkaufen, ja aus ihrer Heimat wegziehen? Ihr war, als könnte sie förmlich hören, wie ihr Vater mit der Faust auf den Tisch schlug. Aber der Vater war nicht hier, und die Männer wollten das ausnutzen. Wenn sie jetzt klein beigab, dann wäre das Verrat an dem einzigen Menschen, der sie niemals wie ein Monster behandelt hatte. Diese Gedanken und ihr Zorn gaben Rosa die Kraft, zu sprechen. Ja, sie musste sprechen!

»Ehrwürdiger Rat, diese Unwürdige möchte nur verhindern, dass Ihr ein großes Unrecht begeht.«

Die Ratsherren sahen sich an, zögerten.

Gut, dachte Rosa, die von ihrer Wut angetrieben wurde, aber noch gar nicht wusste, was genau sie vorbringen wollte.

Der mit der Stirnglatze ließ sich zuerst wieder auf seinen Platz sinken und forderte Rosa dann mit einem ungeduldigen Schnicken der Hand auf weiterzureden.

Die anderen folgten seinem Beispiel und setzten sich, leise stöhnend, wieder hin. Vor allem der Spitzbärtige schüttelte dabei vehement den Kopf.

Rosa hatte die Worte ihres Vaters im Ohr: *Jedes Blatt ist nur so gut wie sein Spieler*. Sie rief: »Mein Vater hat noch eine Tochter, meine Halbschwester Dorothea!«, als wäre damit alles klar.

»Noch eine von der Sorte? Mir scheint, Euer Vater war ein sehr unglücklicher Mann!«, sagte der mit dem Spitzbart grinsend zu den anderen Männern.

»Meine Schwester Dorothea, die verhehlicht ist mit Christian Martin Balderius, hat einen Sohn. Meinen Neffen Kaspar Johannes. Der Enkel meines Vaters.«

Der Schmerzbüchige wendete sich ungehalten an die anderen: »Warum war von dem hier nie die Rede?«

»Weil«, mischte sich der mit der Stirnglatze ein, »die alle in Indien verschollen sind, schon seit Jahren.«

»Verschollen in Indien, so, so.« Der Spitzbärtige entspannte sich.

Für Rosa aber klang das abscheulich. Immer mehr gewann sie den Eindruck, dass man sie einfach aus der Stadt haben wollte. Die wollten ihre Schwester einfach wegreden. »Niemand ist verschollen«, empörte sie sich. »Sie leben in Masulipatnam in Ostindien.«

»Hört, hört!«, bemerkte der mit dem Spitzbart, der ihre Anstrengungen mit einer Miene betrachtete, als wäre sie ein auf den Rücken gefallener Käfer, der sich mit aller Kraft bemühte, wieder auf die Beine zu kommen, ohne zu ahnen, dass er sowieso gleich totgetreten werden würde.

»Und wie alt ist Euer Enkel?«, fragte ein anderer der Raben ihre Mutter.

»Kaspar ist am Johannistag sechs Jahre alt geworden und

erfreut sich allerbesten Gesundheit«, antwortete Rosa, bevor ihre Mutter antworten konnte.

»Aber niemand weiß, wann und ob der Junge wieder nach Nürnberg zurückkehren wird.« Der Spitzbärtige schien erfreut über seine Anmerkung, was Rosas Verzweiflung noch vergrößerte. Es musste einfach einen Weg geben. Jeder Tag, den die Mutter Vaters Gewerbe weiter betreiben durfte, würde ihnen allen nutzen. Wovon sollten sie und ihre schwächlichen Schwestern denn sonst leben?

»Ihr irrt Euch. Es ist eine beschlossene Sache. Schon sehr bald wird mein Neffe hier sein«, behauptete Rosa und hoffte, dass die Mutter sie nicht unterbrechen würde, bevor ihr einfiel, was sie als Nächstes vorbringen konnte.

Noch nie in ihrem Leben hatte Rosa dermaßen dreist gelogen, und sie erwartete, dass sich die Erde unter ihr auftat oder die Pauken und Trompeten des letzten Gerichts erklangen, aber es blieb still, nicht einmal ihr sechster Finger reagierte.

Sie hatte Angst, es zu weit getrieben zu haben, überlegte, was sie noch tun könnte, um Zeit zum Nachdenken zu schinden, griff dann nach der Kette mit dem Medaillon in ihrem Ausschnitt und tat so, als würde sie das interessierte Glitzern in den Augen der Männer nicht bemerken. Sie zog das Medaillon heraus und öffnete es.

»Das hier ist eine Locke von Kaspar. Dorothea hat mich zu seiner Patin bestimmt, denn sie ist sehr unglücklich darüber, dass ihr Sohn bei den Heiden aufwachsen muss.« Sie trat einen Schritt vor und zeigte die mit einem blauen Bändchen umwundene blonde Locke.

Der Spitzbärtige ließ sich die Locke geben und rieb sie

zwischen seinen Fingern hin und her, als wollte er sie zu Staub mahlen.

»Ihr seid so ... schweigsam ... Zapfin?« Der mit dem spitzen Bart wandte sich mit einem drohenden Unterton an ihre Mutter.

Rosa schwitzte – wenn ihre Mutter nur nicht alles verdarb! Ihre Mutter log nie. Sogar damals, als Rosa sie gefragt hatte, ob ihr sechster Finger wirklich ein Zeichen des Teufels sei, war ihre Mutter ehrlich gewesen. Ja, hatte sie schlicht geantwortet. Und dass man Rosa deshalb sehr genau im Auge behalten müsse.

Um von der Mutter abzulenken, wollte Rosa die Locke wieder zurückhaben, doch der Spitzbärtige schüttelte den Kopf und reichte die Locke weiter wie ein Beweisstück.

»Nun, Zapfin?«, fragte jetzt auch der mit der Stirnglatze.

»Für wann erwartet Ihr seine Rückkehr?«

Rosa saß in der Klemme, sie musste etwas sagen. Sofort. Denn erstens war Dorothea nicht auf dem Heimweg, und zweitens würde ihre Mutter, diese Wahrheitsfanatikerin, das ganz sicher gleich aufklären. Denk nach, Rosa, denk nach! Ihre Waden zitterten unter den ungeduldigen Blicken der Ratsleute, und der Puls dröhnte in ihren Ohren.

Das Blatt ist nur so gut wie sein Spieler, hörte Rosa wieder die Stimme ihres Vaters.

»Nun, ich weiß nicht, wie ich es vorbringen soll ...«

Mach jetzt keinen Fehler, Rosa, überleg, schnell!

Die Raben starrten sie ungeduldig an.

Wenn du keine Trümpfe in der Hand hast, dann tue so, als hättest du welche, hörte sie wieder ihren Vater, der zum Leidwesen der Mutter ein begnadeter Spieler gewesen war.

Rosa überschlug ihre Möglichkeiten, und plötzlich wusste sie, was sie sagen musste. Es gab nur diesen einen Weg.

»Da mein Neffe noch nicht alleine nach Hause fahren kann, werde ich ihn holen. Meine Halbschwester wünscht es so, damit ihr armer Sohn nicht unter Heiden aufwachsen muss«, erklärte Rosa mit betont fester Stimme und hoffte, niemand würde ihr ansehen, dass sie bisher noch nicht einmal bis Fürth gekommen war oder auch nur bis vor die Tore der Stadt.

Einen Moment herrschte verblüfftes Schweigen, dann begann einer nach dem anderen zu lachen, immer lauter und lauter. »Die da holt das Kind?«, stöhnte der Schmerbäuchige und zeigte mit dem Finger auf Rosa. »Ausgerechnet die da?«

»Direkt aus Indien!« Der Spitzbärtige schlug sich auf die Schenkel. »Das muss ich meinem Vater erzählen. So ein lächerliches Ansinnen hat es unter seinem Vorsitz sicher nicht ein einziges Mal gegeben.«

»Dieses Frauenzimmer hält sich wohl für klug, aber ich versichere ihr, es ist ein Irrsinn zu glauben, dass sie ohne anständige Begleitung und Schutz auch nur bis vor die Stadttore kommen wird.« Ein bisher stummer Ratsherr brachte die anderen mit seiner lauten Stimme zum Schweigen.

Rosa betrachtete ihn neugierig. Er hatte ein ledern geerbtes Gesicht mit einer großen Narbe über dem rechten Auge, was den Eindruck entstehen ließ, als würde er fortwährend fragend die Augenbrauen hochziehen.

»Mein seliger Vater, der verehrte Johann Sigismund Wurffbain, hat in seinem Reisetagebuch genauestens beschrieben, welche Strapazen ein Mannsbild auf dieser Reise

zu erwarten hat. Undenkbar, dass ein Frauenzimmer das durchsteht.«

In Rosas Ohren hallte noch das Gelächter wider. Sie dachte an ihren Vater, der alles für sie getan hatte und dessen Lebenswerk sie jetzt verschleudern sollten. Niemals!

Sie setzte zu einer Erwiderung an, doch da griff ihre Mutter nach Rosas Arm, um sie zum Schweigen zu bringen. Doch diese schüttelte deren Hand ab. »Woher wollt Ihr wissen, dass ich scheitern werde? Der Erfolg meiner Mission steht allein in Gottes Hand, und er wird darüber entscheiden. Meine Schwester ist auch wohlbehalten in Indien angekommen! Es wäre also nur recht und billig, wenn Ihr meiner Mutter wenigstens zwei Jahre gebt, die ihr als Witwe mehr als zustehen. Wenn ich nach Ablauf der zwei Jahre mit meinem Neffen nicht vor Euch erscheine, dann ...«

Diesmal lachten sie alle gleichzeitig, es dröhnte dumpf in Rosas Kopf, die weit aufgerissenen Münder kamen ihr vor wie gierige Schlünde. Die Doppelkinne wabbelten über den Spitzenkrägen, und in diesem Moment hasste Rosa sie alle miteinander von ganzem Herzen.

Plötzlich drang ein gequälter Laut an ihr Ohr, ihre Mutter. »Rosa!«, stöhnte sie drängend. »Mir ist nicht wohl!«

Rosa riss die Augen von den lachenden Raben los, um sich ihrer Mutter zuzuwenden, und konnte sie gerade noch auffangen.

»Mutter!«, rief sie, aber ihre Mutter war ohnmächtig.

Das Gelächter beruhigte sich.

»Seht nur, was diese verhexte Person ihrer Mutter mit ihrem Geschwätz angetan hat. Bringt die Zapfin nach draußen,

fächelt ihr Luft zu!«, verlangte der Schmerzbäuchige. »Wir werden uns beraten und Euch dann unsere Entscheidung verkünden.«

Ein Ratsdiener half Rosa dabei, ihre Mutter in den Flur zu schleppen. Sie legten sie auf eine der steinernen Bänke, die unter den hohen, schmalen Bogenfenstern standen. Hier kam eine leichte Brise herein, die sie der Mutter mit ihrer Überschürze zufächelte. Der Ratsdiener ging einen Becher Wasser holen.

Rosa fragte sich, warum ihre Mutter ohnmächtig geworden war. Noch nie hatte Rosa sie so hilflos gesehen, und sie dachte bei sich, dass es nicht schlecht wäre, wenn ihre Mutter bewusstlos bleiben würde, dann konnte sie die Lügen ihrer Tochter nicht aufdecken.

»Danke«, sagte Rosa und nahm den Becher vom zurückgekehrten Diener entgegen. Sie tauchte eine Ecke ihrer Überschürze in das Wasser und tupfte ihrer Mutter die Stirn ab. Ihre Mutter war für gewöhnlich von zäher Natur. Doch wie sie so dalag in ihrem besten Gewand mit der teuren Lochstickerei, die Wangen eingefallen und mit schwarzen Schatten unter den Augen, begriff Rosa plötzlich, dass nicht nur sie, sondern auch ihre Mutter unter dem Tod des Vaters gelitten hatte.

»Rosa!« Die Augen der Mutter blieben zu, aber ihre Stimme klang zornig. »Was fällt dir ein? Wie redest du mit dem Rat? Und vor allem, *was* redest du da?«

Immer noch blass im Gesicht, richtete sie sich auf, legte ihre Hand unter Rosas Kinn, sodass Rosa direkt in die graugrünen Augen ihrer Mutter sehen musste.

»Haltet Euch nicht selbst für klug!«, zitierte die Mutter aus der Bibel.

»Aber diese Spitzbuben wollen, dass wir Vaters Erbe verschleudern! Ja, mir kommt es geradeso vor, als wollten sie uns vernichten!«, erwiderte Rosa.

Ihre Mutter ließ das Kinn los, als hätte sie sich daran verbrannt. Sie schüttelte den Kopf so vehement, dass ihre weiße Haube ins Rutschen kam.

»Mutter, ich musste uns retten! Warum behandeln sie uns anders als die anderen?«

Ihre Mutter wurde wieder bleich und senkte die Augen. Rosa wusste, warum. Es war ihre Schuld, wie immer. Ganz allein nur ihre Schuld, denn sie war anders als die anderen.

»Das, mein Kind, ist eine lange Geschichte«, begann ihre Mutter langsam Wort für Wort hervorzupressen, beinahe so, als müsste sie daran ersticken. Rosa sah ihre Mutter überrascht an. Was für eine Geschichte sollte das sein?

In diesem Augenblick kam der Ratsdiener wieder auf sie zu und gebot ihnen, ihm zu folgen.

Rosas Herz hämmerte. Was würde jetzt geschehen?

Der Spitzbärtige stand auf, ein sardonisches Lächeln huschte über sein Gesicht, so kurz, dass Rosa nicht sicher war, ob sie es sich nicht nur eingebildet hatte. Dann verkündete er mit von Selbstgerechtigkeit triefender Stimme: »Wir, der Rat der Stadt Nürnberg, haben nunmehr folgenden Beschluss gefasst. Wir erlauben der Witwe des seligen Johannes Willibald Zapf, dass sie bis zur Ankunft des Enkelsohnes den Betrieb ohne Einschränkung weiterführen darf. Sollte dieser jedoch nicht auf den Tag genau von heute in spätestens zwei Jahren hier vor dem erlauchten Rat stehen, so erlischt jeder weitere Anspruch der Witwe auf die

Fortführung des Gewerbes. Seine Locke behalten wir hier zum Vergleich. Beschlossen am fünfzehnten Juli 1697.«

»Aber ...« Rosas Mutter versuchte, etwas zu sagen, wurde aber von einer ungnädigen Handbewegung des Spitzbärtigen unterbrochen, der wiederholte: »Wenn der besagte Enkel bis allerspätstens zum 15. Juli 1699 nicht hier erscheint.«

Rosa hoffte, dass man ihrer Mutter kein weiteres Wort erlauben würde.

»Aber ...«, begann Rosas Mutter wieder, doch der Rats Herr, sichtlich an den Grenzen seiner Geduld angekommen, schlug mit der Faust auf den Tisch.

»Genug, Weib. Ihr seid entlassen!«

Bekommen folgte Rosa ihrer Mutter durch die langen Flure des Rathauses nach draußen, wo sich die feuchte Hitze, die ihnen entgegenschlug, sofort in ihre Kleider setzte, Haut und Haare durchdrang und jeden Schritt über den mittäglich ruhigen Hauptmarkt mühseliger werden ließ.

Bis sie zu Hause in der Mauergasse am Milchmarkt angelangt waren, fiel kein einziges Wort.

2. Kapitel

Schon als Rosa sich dem Haus näherte, konnte sie Tonis Stimme hören. Beim vertrauten Anblick ihres Elternhauses, in dem sie nun schon seit mehr als zehn Jahren wohnten, zog sich Rosas Brust zusammen. Vorher hatten sie im Haus ihrer Großeltern gelebt, das eines Nachts bis auf die Grundmauern abgebrannt war. Rosa war darüber nie so traurig gewesen wie ihre Mutter, denn sie hatte sich dort immer wie eine Aussätzige, wie nur geduldet gefühlt.

Doch dieses zweistöckige Fachwerkhaus mit dem Erdgeschoss aus rotem Sandstein, das war ihr Zuhause. Niemals würde sie es verkaufen – der Vater war so stolz darauf gewesen! Auch weil es ganz in der Nähe von Dürers Haus stand, den ihr Vater sehr bewundert hatte. Ihr Vater hatte eigentlich dessen Haus kaufen wollen, aber Dürers Erben hatten es vorgezogen, das Haus völlig herunterkommen zu lassen.

Toni zankte in der Küche, die sich neben der Druckereiwerkstatt im Erdgeschoss befand, gerade die Zwillinge aus, die ihrer Meinung nach die Karotten viel zu dick geschält hatten. Die drei standen um den Herd, auf dem über dem Feuer in einem Kupferkessel schon die Brühe für die Suppe köchelte und einen angenehmen Geruch verbreitete. Als Rosa und ihre Mutter hereinkamen, erstarrten alle drei und sahen erwartungsvoll zu ihnen her.

Dann lösten sich Eva und Maria und stürmten zu ihrer Mutter. »Und? Was hat der Rat entschieden?«, fragten sie wie aus einem Mund, und die Aufregung verlieh den bei-

den fast einen Hauch von Farbe in ihren sonst so blassen Gesichtern.

Die Mutter setzte sich auf die Holzbank, die unter dem winzigen Fenster neben dem langen, blank gescheuerten Tisch aus dunkler Eiche stand. »Toni, gib mir ein wenig Bier.«

Die Zwillinge platzierten sich rechts und links neben der Mutter. Trotz der jetzt unnatürlich geröteten Wangen fand Rosa, dass ihre Schwestern aussahen wie zwei Grippe mit Hauben. Noch dazu schielte Maria, obwohl der Vater von einer Reise aus Italien einen merkwürdigen Apparat besorgt hatte, um ihr das Schielen abzugewöhnen. Er hatte aus ein paar walnussgroßen Silberblechen bestanden, die an einem Band befestigt waren und durch deren erbsengroße Löcher die arme Maria monatelang hatte schauen müssen, doch ohne jeden Erfolg.

Wie gut, dachte Rosa, dass wir wenigstens diese zwei Jahre beim Rat herausgeschunden haben. Zwei Jahre, in denen ihre Schwestern vielleicht endlich richtig gesund werden würden.

Aber was wurde nach den zwei Jahren? Wer würde diese beiden, die aufgrund ihrer ständigen Erkrankungen so viel jünger wirkten, als sie waren, schon heiraten? Und falls doch ein Wunder geschähe und eine von beiden würde sich verhelichen, wie würde sie eine Schwangerschaft und die Geburt überstehen? Und selbst wenn, wer konnte wissen, ob sie jemals Söhne gebären würden?

Nein, Rosa musste dafür sorgen, dass der Betrieb weiterlaufen konnte, allein schon, damit ihre Schwestern und ihre Mutter zu essen hatten und ein Dach über dem Kopf.

Toni goss Bier aus dem dunkelblauen Krug in einen

braunen Steingutbecher. Die Mutter beeilte sich, das stark schäumende Bier abzutrinken, bevor es überlaufen konnte, kippte den Becher dann in einem Zug hinunter und brach endlich das gespannte Schweigen.

»Nun, der Rat hat nach unserer Eingabe eine Gnadenfrist von zwei Jahren gewährt.«

Eva und Maria brachen in freudiges Jubeln aus, sprangen auf und tanzten durch die Küche, was die Pfannen und Töpfe, die an der Esse aufgehängt waren, in leise schepfernde Bewegungen versetzte. Dann stürmten sie zu Rosa und umtanzten sie.

»Hört auf damit! Setzt euch wieder hin, und seid still! Das ist kein Grund zur Freude. Eure unselige Schwester hat behauptet, sie würde innerhalb dieser beiden Jahre nach Indien reisen und euren Neffen Kaspar, Johannes' Enkel, nach Hause holen.«

Die Mutter seufzte und forderte Toni mit einem Kopfnicken auf, noch etwas nachzuschenken. Die Zwillinge hatten sich wieder hingesetzt, und alle zusammen starteten nun Rosa an.

»Und genau das werde ich tun! Ich werde es diesem ungerechten Rat zeigen! Wenn das der einzige Weg ist, um Vaters Werkstatt weiterführen zu können, dann muss und werde ich das schaffen. Es gibt kein Zurück mehr!«

Die Zwillinge verzogen ihre Münder. »Aber Rosa, wir wollen nicht, dass du weggehst. Ohne dich ist es so langweilig«, maulten sie, als ob sie nicht schon vierzehn Jahre alt wären.

»Sie wird nirgends hingehen«, Rosas Mutter schlug mit der Hand auf den Tisch, »denn das schickt sich nicht für

eine Frau. Und wenn euch so langweilig ist, dann werden Toni und ich euch in der nächsten Zeit mit mehr Arbeit eindecken, als ihr euch das auch nur vorstellen könnt.«

»Aber Mutter. Ich *muss* diese Reise machen, nur dann bleiben uns diese zwei Jahre.«

»Dein Benehmen vor dem Rat war unmöglich. Rosa, wie oft habe ich dir schon gesagt, dass gerade du es mit der Wahrheit besonders genau nehmen sollst.« Die Mutter schüttelte den Kopf. Dabei hatte Rosa noch gar nicht widersprochen. »Gerade weil du mit diesem Zeichen geboren bist, solltest du dich umso mehr durch anständiges lutherisches Betragen hervortun statt durch teuflisches Lügen.«

»Was hat Rosa den Räten denn so Übles gesagt?«, wollte Toni wissen. Sie ging vom Tisch zurück zum Feuer, wo sie mit einem langen Holzlöffel in der Suppe rührte und einen kleinen Schluck probierte. Sie zwinkerte Rosa aufmunternd zu, und Rosa fühlte sich plötzlich besser. Ihre Mutter hatte eben nicht immer recht!

»Die Unselige hat behauptet, Dorothea wollte, dass sie käme, um Kaspar nach Hause zu holen.« Die Mutter bekreuzigte sich. »Das nennt man den Teufel versuchen. Jetzt bin ich sicher, dass ich meine Dorothea niemals mehr sehen werde.«

Meine Dorothea, dachte Rosa bitter. Dabei hatte der Vater Dorothea mit in die Ehe gebracht, und trotzdem war seine Tochter für die Mutter *ihre* Dorothea.

»Dein Vater hätte sie niemals diesem elenden Kaufmann zur Frau geben sollen. Hier wäre ihr Platz, hier bei mir.« Die Mutter schlug sich bei den letzten Worten auf die magere Brust. Rosa wurde jetzt erst klar, dass sie der Mutter noch zusätzlichen Kummer bereitet hatte. Ohne nachzu-

denken, schritt sie zu ihr hin, wollte ihr tröstend mit der Hand über den Arm streichen, doch die Mutter wich zurück und legte ihre Arme links und rechts um die Zwillinge. Wie eine Wand saßen die drei vor ihr.

Wie ähnlich sich die drei sahen, schoss es durch Rosas Kopf. Zum wiederholten Mal fragte sie sich, warum sie so völlig aus der Zapf'schen Art geschlagen war. Die drei hatten ein lang gezogenes Gesicht und ihre wenigen dünnen Haare die Farbe von nassem Sand. Drei fahlrosa und schmale Münder, deren hübsch geschwungene Oberlippen sich gerade missbilligend kräuselten. Vier graugrüne Augen starrten Rosa durchdringend an. Bei denen von Maria wusste man nie genau, wo sie hinsah.

»Alles, was zählt, ist das Ergebnis«, sagte Rosa und zitierte damit ihren Vater, der Machiavelli für den größten aller italienischen Staatsmänner gehalten hatte. Sie hoffte, damit ihre Mutter zu besänftigen.

Toni räusperte sich und fragte, ob denn heute nichts zu Mittag gegessen werden sollte, dann bat sie Eva und Maria, ihr dabei zu helfen, die Suppe aufzutragen.

»Wir haben diese zwei Jahre, Mutter. Ich werde Kaspar holen, und ihr werdet in dieser Zeit so viel Geld wie möglich sparen, für den Fall, dass ich nicht zurückkomme. Aber ich werde es schaffen. Also, Mutter, warum passt es dir nicht, dass wir gewonnen haben?«

»Wir haben nicht gewonnen, sondern gelogen, mein Kind, das ist ein großer Unterschied.«

Das war nun doch reichlich ungerecht, fand Rosa. »Ich habe für zwei Jahre unser Dach über dem Kopf gesichert. Außerdem«, sie zögerte, dann atmete sie tief durch, »außer-

dem habe ich nicht gelogen, denn ich werde losziehen und Kaspar nach Hause holen!«

Niemand sagte ein Wort.

»Aber Rosa, wer soll die Werkstatt leiten, wenn du weg bist?«, fragte Maria nach einer Weile und brach die eisige Stille. »Wer soll sich neue Kartenbilder ausdenken?«

»Das werdet ihr schon schaffen. Wir werden einen Vorrat anlegen. Und ich werde euch noch zwei neue Druckstöcke stechen, dann könnt ihr genug Kopien davon abnehmen. Das wird reichen.«

»Aber nur du kannst die Karten so gut entwerfen und stechen wie Vater«, mischte sich jetzt Eva ein.

Rosas Brust wurde enger, als sie die besorgten Blicke ihrer Schwestern auf sich fühlte. Die beiden waren wirklich nicht in der Lage, auch nur eine gerade Linie zu ziehen. Bei Maria machte es das Schielen unmöglich, und Eva hatte nicht genug Kraft, ihre Linien waren zu zittrig.

»Bis ich abreise, werden wir all das geregelt haben. Das verspreche ich euch.« Rosa versuchte, die Stimmen in ihrem Kopf zu ignorieren, Stimmen, die sie mit der höhnischen Stimme des Spitzbärtigen fragten, wie sie das denn überhaupt anstellen wollte. Stattdessen lächelte sie ihre Schwestern aufmunternd an, obwohl diese sie anstarrten, als hätte sie ihnen ihr Todesurteil verkündet.

Toni brachte den Suppenkessel und stellte ihn auf den Tisch. Die Zwillinge verteilten Tonschüsseln und Löffel.

Rosa betrachtete widerwillig ihre Gerstensuppe, sie hatte keinen Hunger. »Mutter, ich muss nach Indien fahren, der Rat hat es nun so festgelegt«, brach es aus ihr hervor. »Wie stehen wir denn da, wenn ich es nicht einmal versuche?«

Maria und Eva schlürften ihre Suppe, Toni sah Rosa fragend an.

»Du redest Unsinn, Kind.« Die Mutter legte ihren Löffel seufzend hin. »Die Reise nach Indien dauert lang und ist gefährlich. Dein Vater hätte das niemals gutgeheißen.«

»Aber was sollen wir denn sonst tun? An den elenden Martin Löffelholz verkaufen? Der war dem Vater immer schon ein Dorn im Auge! Jedes Mal, wenn der Vater eine neue Idee hatte, hat der Löffelholz sie schnell kopiert und billiger verkauft. Nein, der Vater hätte gewollt, dass wir das, was er aufgebaut hat, weiterführen. Niemals hätte er seine Werkstatt an den Löffelholz verschleudert!«

Die Mutter seufzte wieder. »Dein Vater, Gott hab ihn selig, war ein Spieler und Verschwender. Ich weiß nicht, welchen Narren er ausgerechnet an dir gefressen hatte ...«

Rosa sah unwillkürlich auf ihre behandschuhte linke Hand. Ihr sechster Finger war kalt geworden ... Unmöglich, ihre Mutter log nie. Sie war die Einzige, die Rosa noch nie bei einer Lüge erwischt hatte. Alle anderen, auch der Vater, Toni und die Zwillinge logen, ja, bisweilen sogar die Pfarrer in der Kirche. Und manchmal war es sehr schwer herauszufinden, welcher Teil der Rede gelogen war und was es zu bedeuten hatte. Nur bei ihrer Mutter hatte der sechste Finger noch nie reagiert. Warum also jetzt?

Denn es war die reine Wahrheit, dass der Vater Rosa vor allen anderen bevorzugt hatte. Er war davon überzeugt gewesen, dass dieser elende Finger eine Laune der Natur war und keinesfalls ein Zeichen des Teufels.

»Komm her, meine Tochter«, hatte er oft zu ihr gesagt und dann mit ihr zusammen das Blumenbuch der Sibylla

Merian studiert. Die hatte er dermaßen verehrt, dass er Rosa und Dorothea jeweils einen Namen von ihr gegeben hatte. »Schau, Rosa«, hatte er beim Durchblättern des Buches erklärt und auf all die zarten Raupen und Kokons gezeigt. »In der Natur gibt es so viele Kuriositäten, und deine Hand ist auch nur eine davon. Gräme dich nicht, sieh es als etwas ganz Besonderes.«

Warum tat ihre Mutter den Vater als Spieler ab, obwohl er ihnen dieses wunderschöne Haus gekauft und sich so liebevoll um sie gekümmert hatte? »Es ist nicht recht, so über den Vater zu reden.«

»Es ist nur die Wahrheit.« Die Mutter senkte ihren Blick auf ihre Schale, griff wieder nach dem Löffel und aß etwas von der Suppe.

Warum spüre ich dann meinen sechsten Finger?, fragte sich Rosa. Wenn sie nicht damals mit Dorothea immer und immer wieder ausprobiert hätte, was es mit diesem seltsamen Eiskaltwerden ihres sechsten Fingers auf sich hatte, dann würde sie jetzt zum ersten Mal daran zweifeln, dass er wirklich die Fähigkeit hatte, anzuzeigen, ob jemand log. Denn es war vollkommen unmöglich, dass ihre Mutter etwas anderes sagte als die Wahrheit.

»Ich bin sicher, der Vater hätte gewollt, dass ich es versuche. Dorothea hat es auch geschafft.«

»Aber sie war nicht allein.«

»Wo ist denn überhaupt dieses Indien?«, fragte Maria.

»Bei den Heiden am anderen Ende der Welt«, warf Toni ein, bevor Rosa etwas sagen konnte.

»Weiter als Fürth?«, fragte Eva.

»Ja, viel weiter.«

»Weiter als Augsburg?«

Rosa lächelte. »Ich werde es euch auf der Karte zeigen, die beim Vater in der Werkstatt hängt.«

»Und was machen diese Heiden? Sind die gefährlich?«, fragte Maria. »Gibt es da Menschenfresser?«

»Das sind Ungläubige, die eine Frau, wenn sie zur Witwe wird, bei lebendigem Leibe verbrennen«, ließ sich Toni vernehmen, die sich dann mit dem Löffel in der Hand bekreuzigte. Dabei tropfte Suppe auf den Tisch, was die Mutter mit einem missbilligenden Blick quittierte. »Schweig still, Toni«, zischte sie, »was redest du da? Du machst den beiden Angst.«

»Wenn der Mann von Dorothea stirbt, wird Dorothea dann auch verbrannt?«, wollte Eva mit weit aufgerissenen Augen wissen.

Die Mutter warf Rosa einen vernichtenden Blick zu. »Da siehst du, was du angerichtet hast.«

Toni stand auf und begann, die Tonschalen abzuräumen. Sie brummelte vor sich hin. »Das hat der Herr Pfarrer bei der Messe erzählt, als sie letzten Sonntag Geld für die Mission gesammelt haben«, trumpfte sie auf.

Rosa wusste, dass Toni recht hatte, denn von diesen Witwenverbrennungen hatte Dorothea in ihrem letzten Brief berichtet, und Rosa hatte ihn so oft gelesen, dass sie ihn beinahe auswendig konnte.

Dieser Brief war mittlerweile aber auch schon wieder zwei Jahre alt.

Ein mulmiges Gefühl breitete sich in Rosas Bauch aus, wenn sie daran dachte, wie Dorothea ihr die Reise nach Indien beschrieben hatte. Ihre Halbschwester hatte aus-

führlich von den Strapazen auf dem Schiff erzählt, wo die Frauen sich immer verborgen halten mussten und es, abgesehen von schlechtem Essen und Stürmen, nichts als brutale Matrosen, Dreck, Flöhe, Kakerlaken und Ratten gab. Auch wenn der Gedanke sehr schmerzhaft war, musste sie sich eingestehen, dass ihre Mutter recht haben könnte. Es war völlig undenkbar, so eine weite Reise ganz allein zu machen.

Schweigend kratzten sie ihre Teller aus, die Mutter sprach das Dankgebet, dann half Rosa Toni beim Aufräumen und Abspülen. Dabei vermied sie es geschickt, den Handschuh an der linken Hand nass zu machen. Sie zog den Handschuh niemals aus, nicht einmal nachts.

Toni wollte jedes Detail der Ratssitzung wissen, und besonders neugierig war sie darauf, was der Spitzbärtige gesagt und wie die Mutter darauf reagiert hatte. Als Rosa bei der Ohnmacht ihrer Mutter angelangt war, murmelte Toni empörte Kommentare vor sich hin. »Die Ärmste! Dieser spitzbärtige Dobkatz ist und bleibt ein elender Lump. Ganz anders als sein großartiger Vater.«

»Warum sagst du das? Kennst du die Familie?«, fragte Rosa.

Toni schüttelte den Kopf. »Nein, nicht näher. Aber den Vater, den alten Gregor Johannes Dobkatz, den kennt man, weil er sich für die Armen der Gemeinde immer starkgemacht hat. Allerdings wurde über ihn auch gemunkelt, er schaue gern zu tief ins Glas und sei den Weibern nicht abgeneigt.« Toni stemmte die rechte Hand in ihre Hüfte und strich mit dem Zeigefinger der linken Hand nachdenklich über ihre Lippen. »Hmm. Ich weiß nicht, ob der über-

haupt noch lebt. Andererseits, ich erinnere mich an keine Beerdigung, und da hätte der junge Dobkatz es sicher an nichts fehlen lassen. Auch wenn er sonst ein ganz anderes Kaliber ist als sein Vater. Hält sich für was Besseres, das weiß ich von der Isabella, der jüngsten Kusine meiner Schwägerin. Sie hat einmal im Dobkatz'schen Haus als Köchin gearbeitet. Nichts hat dem jungen Herrn gepasst, nur getriezt hat er sie, weil sie dem Alten angeblich schöne Augen gemacht hat, und danach hat der junge Dobkatz dann dafür gesorgt, dass nur noch Männer in seinem Haus arbeiten. Das ist doch nicht normal, oder? Ich mein, wer hätte je von einem guten Koch gehört?» Toni lachte.

»Aber darum ist er doch noch lange kein Lump.«

Toni hörte abrupt auf zu lachen und schüttelte den Kopf, während sie die Teller wegräumte. »Man munkelt so mancherlei über die ach so edlen Ratsherren.«

»Jetzt ist es aber genug!«

Toni und Rosa drehten sich um wie beim Stehlen erwischte Gaunerinnen und sahen direkt in das Gesicht von Rosas Mutter. Sie war bleich wie ein Laken. »Ihr solltet nicht so über die Leute herziehen und euch lieber auf eure Arbeit konzentrieren!«

Toni zuckte mit den Schultern und beauftragte dann die Zwillinge, Holz für ein Feuer zu schichten, weil sie heute noch waschen wollte, obwohl gar kein Washtag war. Toni war der Ansicht, dass man die Wäsche des Verstorbenen spätestens eine Woche nach der Beerdigung reinigen sollte, damit er die Hausbewohner nicht mit nächtlichem Spuken bestrafte.

Rosa hatte Toni auch dabei beobachtet, wie sie gleich

nach dem Tod ihres Vaters die Spiegel verhängt und dreimal auf alle Fässer geklopft hatte. Ja, auch am Mehlkasten und sogar am heiligen Apothekerschrank der Mutter hatte sie heftig gerüttelt, um den Geist des Toten zu verschrecken.

Rosas Mutter hatte das als Aberglauben abgetan, aber Toni war überzeugt davon, dass man dem Geist des Toten so den Übergang in eine bessere Welt erleichtern würde.

Rosa hoffte, dass ihr Vater längst im Paradies angekommen war und er sich dort wohlfühlte. Sie war überzeugt davon, in seinem Sinn gehandelt zu haben, als sie sich gegen dieses empörende Unrecht gewehrt hatte. Doch je länger sie darüber nachdachte, desto klarer wurde ihr, dass er es niemals gutgeheißen hätte, wenn sie alleine nach Indien reiste. Schließlich hatte er immer zu verhindern gewusst, dass Rosa die Stadtmauern von Nürnberg verließ. Nur hier sei sie sicher und nur in seiner Begleitung, so hatte er behauptet. Aber er war tot, nie wieder würde er sie begleiten können.

Rosa hörte das widerwärtige Lachen des Rates aufbränden. Das soll mein Antrieb sein, dachte sie, wir werden noch sehen, wer zuletzt lacht. Ich werde einen Weg finden. Ich muss.

Wenn ich so abergläubisch wie Toni wäre, dachte sie, dann würde ich jetzt nach einem Zeichen Ausschau halten, das mir anzeigt, ob meine Reise unter einem guten Stern steht oder nicht. Würde schauen, ob eine Spinne am Abend meinen Weg kreuzt oder plötzlich ein Hufeisen vom Himmel fällt oder ich über ein vierblättriges Kleeblatt stolpere.

Aber sie war nicht abergläubisch.